



(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von Birkenried.

1) Roman von Carl Ed. Klopfer.

Erſtes Kapitel.

Die erſten Schatten der ſommerlichen Nacht breiteten ſich über die Hügellandschaft, kaum ein Windhauch ſtürte den tiefen Abendfrieden; die Glocken im nahen Städtchen waren eben verklungen. Die bleiche Mondſcheibe, die längſt ſchon hinter den fanſt gewellten Anhöhen aufgetaucht war, leuchtete mit immer zunehmender Kraft. Gigantiſch ragte die düſtere Maſſe des alten Herrſchaftſchloſſes Birkenried inmitten der mondbeſchienenen Thalmulde empor, einen dunklen Hintergrund für den lichtumfloſſenen Baumſchlag bildend, dem es feinen Namen verdankte. Dieſe Birken mit ihren ſchlanken, ſilberweißen Stämmen hielten treue Wacht um dieſes ſteinerne Denkmal längſt verfloſſener Zeiten, und es war, als ſchlechte ihr feines, biegsames, melancholiſch geſenktes Geſäß einen loſen Kranz um den alten Bau.

Jezt wurde Pferdegetrappel und Rädergeräuſch auf der ſchmalen Straße, die vom Städtchen her gegen das Schloß zulief, vernehmbar. Zwei Lichtpünktchen — die beiden Laternen eines leichten Wägelchens — näherten ſich raſch, anfangs kaum von dem Phosphoresziren der Leuchtſtäberchen zu unterſcheiden, die über dem dunklen Raſengrün ihr anmüthiges Spiel trieben.

Eine alte, halb bäuerlich, halb ſtädtiſch gekleidete Frau trat aus dem Schloſſe auf den Vorplatz heraus und ſah nach dem heranrollenden Fuhrwerk aus, das ſie wohl erwartet haben mußte. Als es in den Schloßplatz einfuhr, winkte ſie den beiden Männern grüßend zu, die auf dem Doppelpferde ſaßen. Das Pferd ſtand noch nicht, da ſprang der eine ſchon herab.

„Guten Abend, Mutter!“ rief er und umarmte die Frau mit einer burſchikofen Bewegung. Er lachte, als er gewahrte, wie der Alten die hellen Thränen über die geturchten Wangen perkten.

„Wahrhaftig — Freudenthränen? Du wirſt mich noch ſtolz machen, Mutter. Ich hab' mir nicht eingebildet, daß Du nach Deinem Jungen noch ſo was wie Sehnsucht empfinden könnteſt.“

„Aber Hermann!“ ſagte die Frau vorwurfsvoll, erſchrocken, und wiſchte ſich die Augen haſtig mit der Schürze. „Wie kannſt Du nur . . .“

„Na ja, ich hab's doch auch nicht verdient. Ihr habt noch wenig Freude an mir erlebt — das weiß Niemand beſſer, als ich ſelber.“

Die Mutter wollte etwas erwidern, kam aber nicht dazu; der Sohn wandte ſich wieder zum Wagen, um da dem Vater, der ihn vom Bahnhof abgeholt hatte, beim Abladen des kleinen Koffers behilflich zu ſein. Die Frau ſah ihm mit einem leiſen Kopfschütteln zu. Die Art und Weiſe Hermann's, ſeine Heiterkeit, die nur zu ſehr nach Galgenhumor ſchmeckte, berührten ſie unheimlich. Jedenfalls hatte ſie ſich das Wiederſehen mit ihrem einzigen Kinde, das nach neunjähriger Abweſenheit in's Elternhaus zurückkehrte, ganz anders vorgeſtellt.

„Laß nur, laß!“ wehrte indeſſen der graubärtige Vater die Silfeleiſtung des jungen Mannes ab. „Wär' nicht ſchlecht, wenn ich ſo ein Ding nimmer allein zwingen könnt'!“

Mit einem Ruck ſchwang er ſich dabei den Koffer auf den breiten Rücken und trug ihn in die Thoreinfahrt, als wäre das nur ein Kinderspiel. Seine Frau blickte ihm ernſt nach. Ihr Mann hatte ſie gar nicht begrüßt, und ſie begriff, daß dieſes Kraftſtückchen mit dem Koffer nur ein Vorwand war, die Verlegenheit zu verbergen, in welche ihn ihre Beſtürzung über das Weſen des Heimkehrenden verſetzte; er, der den Sohn auf der Bahnſtation in Empfang genommen, hatte dieſen Eindruck wohl vorausgesehen.

„Komm' doch, Mutter!“ ſagte Hermann, die alte Frau am Arme nehmend, als jezt ein Knecht aus dem Thore trat, um das Pferd in den Stall zu führen. „Ich ſetze voraus, daß zu Ehren des verlorenen Sohnes das bibliſche Kalb geſchlachtet worden iſt, und Du ſollſt ſehen, daß ich dem Mahle alle Ehre anzuthun entſchloſſen bin! Ich konnte ſchon in Breslau kaum noch den Hunger bezwingen, und das war vor zwei Stunden.“

Ehe er jedoch in den dunklen Thorweg trat, warf er noch einen Blick über die langgeſtreckte Front des einſtöckigen Schloßgebäudes, als wollte er ſich beim Wiederanblick der gewohnten Umgebung fragen: „Steht Du nun wirklich wieder vor dieſem Hauſe, an dem Du jeden Stein kennſt und deſſen Du in der Ferne ſo oft gedenken mußteſt?“

Da der hohe Thorbogen mit dem Portikus von vier Säulen davor, die den ſteinernen Balkon trugen, der oben im Stockwerk vom Feſtſaal und den Speiſeſaal aus zugänglich war! Die zwölf romanischen Bogenfenſter in einer Reihe, darüber das bläulich ſchimmernde Schieferdach, und dort, zur Linken, mit dem Hauptbau verbunden, der vorſpringende Kapellenbau, den ein Glockenthürmchen krönte! So hatte der Ahnherr des hochadeligen Geſchlechtes Derer v. Ebersperg auf Birkenried das Schloß zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet, und ſeine Nachfolger hatten nie das Bedürfniß gefühlt, es irgendwo zu modernifiern!

Während Hermann mit der Mutter die breite Einfahrt durchſchritt, um zu der Verwalterswohnung zu gelangen, in die der Vater ſchon den Koffer getragen, ſchlug er lachend mit der flachen Hand gegen eine der mächtigen Wände, daß es in dem Bogengewölbe widerhallte.

„Ja, man erhält erſt einen richtigen Begriff von der gebiegenen Sehnſtändigkeit ſo alter Geſchlechter, wenn man ihre Stammburgen ſieht. So was fehlt da drüben in Amerika ganz und gar — das fällt mir aber ſonderbarer Weiſe erſt jezt ein, da ich dieſe Steine wieder mit meinen Händen betafte. — Wahrhaftig, ich glaube, da iſt in den neun Jahren noch kein Sandkörnchen abgebröckelt!“

„Grüßt ſie Dich doch wieder, die ſchleſiſche Heimath!“ flüſterte die Mutter gerührt dem Sohne zu, indem ſie ſich über dieſe Gemüthsregung freute. „Hat Dir die Erinnerung daran keine Ruhe gelaffen und Dich wieder zurückgezogen?“

Er antwortete nicht gleich. Er sah, am inneren Thore angelangt, in den mond hellen Schloßhof hinaus, gegen den Bart zu, dessen dunkle Wipfel sich scharf von dem magischen Blau des Nachthimmels abhoben.

„Ja freilich,“ versicherte er dann. „Wir haben allerdings kein Recht, dies ehrwürdige Nest wie ein wirkliches Heim anzusehen — hm, hm! Und ein Gedanke hat mir die Erinnerung daran auch immer vergällt: daß Du und der Vater es räumen müßtet, wenn es der erlauchten Schloßfrau oder etwa ihrem Erben so gefiele. Was gälten zumal so einem dahergeschneiten Nachfolger die vieljährigen Dienste des Verwalters Bloch und seine Berufung darauf, daß schon Vater und Großvater in derselben Stellung der Herrschaft gebient haben?“

„Aber geh' doch, Hermann, wer wird daran denken? Gottlob ist Vater noch rüstig genug, und überdies ist Ihre Erlaucht, unsere gnädige Frau Gräfin, denn doch zu fürsorglich gegenüber ihren Leuten, als daß sie nicht für alle Fälle . . .“

„Nun, wo bleibt Ihr denn?“ unterbrach sie hier die Stimme ihres Mannes, der eben auf der obersten der acht Stufen erschien, die rechts vom Flur zu der Verwalterswohnung emporführten. „Es ist schon aufgetragen — und ich habe einen gewaltigen Hunger.“

Sie traten alle Drei in einen geräumigen Vorfaal, dessen Fußboden mit Backsteinen belegt war; die Wände trugen nur einen altersgrauen Kalkanstrich. Gleich neben der Küchentür führte eine offene Wendeltreppe in den Kellerraum hinab.

Hier in diesem Gesasse, das mit seiner gewölbten Decke und dem einfachen Hausrath einigermaßen an ein Klosterrefektorium erinnerte, hatten schon mehrere Generationen der Schloßverwaltersfamilie Bloch ihr tägliches Brod verzehrt; hier stand auch heute der gedeckte runde Tisch, und derselbe eiserne Kronleuchter, den schon Hermann's Urgroßvater allabendlich angezündet hatte, warf sein Lampenlicht auf das feine Binnen, das die Mutter zu Ehren ihres Einzigen aus einem besonderen Faße ihres Wäschefreins genommen hatte.

„Ja, wahrhaftig — auch hier noch Alles beim Alten!“ rief Hermann, rückte den Eichenstuhl an seinen gewohnten Platz und griff, um den Eltern zu beweisen, wie sehr er sich zu Hause fühle, sofort nach seiner Serviette und dem Suppenlöffel.

Erst allmählich kam das Gespräch in Gang. Bloch richtete eine Reihe von Fragen an den Sohn, der die ganzen neun Jahre hindurch in seinen ungemein seltenen Briefen nicht nur niemals davon gesprochen, was er eigentlich treibe, sondern die Eltern bis zur Stunde auch nicht einmal darüber aufgeklärt, was ihn von Amerika wieder zurückgebracht hatte.

Und sie schienen es auch jetzt noch nicht erfahren zu sollen. Hermann sprach Allerlei, berichtete flüchtig, — lachend und wegwerfenden Tones — nur so viel, daß er „da drüben“ bald „da drunten“, bald „oben“ gewesen sei, ließ durchblicken, daß er Manches versucht und gelernt habe, aber auf eigentliche Thatfachen ließ er sich nicht ein. Man sollte nur erfahren, daß er sich um seine nächste Zukunft keine Sorge mache.

Die Eltern vermieden es während seiner Erzählung, sich wieder anzusehen. Sie wußten ja nur zu gut, daß sich ihre Gedanken längst in der Meinung begegneten, Hermann sei keinesfalls reicher heimgekehrt, als er damals fortgegangen war, vom Vater mit großen Opfern zu jener Amerikafahrt ausgerüstet, von der sie allein noch gehofft hatten, daß sie den Sohn auf einen erspriesslichen Weg führen werden.

Damals war er schon sechsundzwanzig Jahre alt und hatte bereits eine erkleckliche Anzahl von Wanderjahren hinter sich gehabt: Gymnasium- und Hochschulfahre im nahen Breslau, Studien in Jena und Bonn, dann in Genf, schließlich sogar in

Frankreich und England; alle Welt fand ihn interessant, bewunderte seinen Geist, gab sich seiner zwingenden Rednergabe gefangen, staunte über seine Fertigkeit in allen möglichen Künsten, nannte ihn einen Mann von scharfem Verstande, schier ungläublicher Belesenheit und genialer Weltgewandtheit und titulierte ihn selbstverständlich „Herr Doktor“, obwohl er keinen wirklichen Anspruch darauf hatte.

Wie oft schon hatte sich der Vater in den letzten zwölf bis fünfzehn Jahren Vorwürfe darüber gemacht, daß er sich vom „Hochmuthsteufel“, wie er's nannte, hatte hinreisen lassen, den Sohn zu einem „Studiren“ zu machen. Aber wer hätte auch voraussehen können, daß dieser Mensch, der in frühesten Kindheit schon die verblüffendste Begabung gezeigt hatte, es trotz seiner allwärts bewunderten außerordentlichen Anlagen zu nichts Rechtem bringen werde? Und es war auch nicht allein der Ehrgeiz für seinen Sohn gewesen, der Bloch bewogen hatte, ihn studiren zu lassen, sondern damals, als er den Knaben auf das Gymnasium gab, hatten sich die Familienverhältnisse des Grafen Leobegar v. Ebersperg auf Birkenried in einer Art gestaltet, die Bloch befürchten ließ, es werde der Verwaltungsposten auf dem Schlosse nicht lange mehr eine feste Versorgung bilden, die der Vater dem Sohne, wie bisher seit Generationen, als ein unverbrüchliches Erbe hinterlassen konnte.

Graf Leobegar v. Ebersperg hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter Adalgunde — die jetzige Herrin auf Birkenried —, die damals schon neun Jahre mit einem Grafen Morawinski in Rußisch-Polen verheirathet war. Von den Leuten auf Birkenried und in der Umgebung hatte Niemand diesen polnischen Schwiegersohn je gesehen; Komtesse Adalgunde hatte ihn in Breslau kennen gelernt, wo ihr Vater während der Winterfaison damals noch ein großes Haus führte. Als Bloch seinen Knaben auf die Lateinschule zu schicken sich entschloß, hatte Graf Ebersperg seinen prächtigen Stadtpalast aber bereits verkauft und mehrere schöne Güter noch dazu. Es ging mit dem Reichthum der Familie bergab und alle Welt wußte, daß eben jener polnische Sidam die Ursache davon war. Graf Leobegar zog sich auf die Birkenrieder Besitzung zurück, ein von Kummer gebeugter Greis, in Menschenhaß verbittert; er unterhielt nicht einmal mit der nächsten Nachbarschaft Beziehungen, und Niemand hörte ihn je seiner Tochter Erwähnung thun. Trotzdem wußte man, daß er in Verkehr mit ihr stand — durch die fortgesetzten Geldsendungen. Es waren mitunter sehr große Summen, und die Briefe aus Rußland rissen den alten Herrn jedesmal zu entsetzlichen Wuthausbrüchen hin. Die Schwarzseher, die da prophezeiten, daß Graf Morawinski schließlich auch noch das alte Stammgut Birkenried „verzehren“ werde, fanden immer mehr Glauben. Sie hätten wahrscheinlich auch Recht bekommen, wenn nicht einige Jahre später das Schickal eine andere Wendung herbeigeführt hätte.

Es war im Frühling 1865, als Graf Leobegar eines Tages den überraschenden Befehl gab, die Zimmer im südlichen Theile des Schloßes zum Empfang seiner Tochter in Bereitschaft zu setzen. Und bald darauf kam die Gräfin Morawinski auch richtig an — allein, in tiefer Trauer. Sie sei Witwe geworden, hieß es; hinterher aber munkelte man davon, daß Graf Bogumil Morawinski noch lebe, daß sich die Gattin jedoch von ihm getrennt habe. Gewisses war darüber nie zu erfahren. Auf Birkenried galt die unglückliche Frau jedenfalls als verwittwet. Ueberdies wurde sie nie Frau v. Morawinski, sondern stets Gräfin Adalgunde genannt; sie schien an ihre Ehe nicht mehr erinnert werden zu wollen. Sie legte auch die schwarzen Kleider niemals ab.

(Fortsetzung folgt.)

Tolstoi-Gedächtnisse.

Von Ludwig Petrowitsch *
(Fortsetzung.)

III.

Tolstoi als Landwirth.

Wiederum waren einige Wochen verstrichen, die mit Arbeit und täglicher Langeweile für mich ausgefüllt waren; ich empfand das Verlangen, doch auch andere Menschen zu sehen, und so kam es, daß ich das mir von meinem Stanowoi besonders gerühmte gasliche Haus des Verwalters in D., eines gewissen Offiziers, kennen lernte. Ich wurde hier freundlich aufgenommen, zu einer Abendgesellschaft eingeladen, kam auch hin und fand eine sehr stark gemischte Gesellschaft vor, die bereits in „animirter“ Stimmung war und damit auf den spät Hinzukommenden um so unangenehmer wirkte. Auch mein Stanowoi war dort.

Kaum hatte er mich erblickt, so stürzte er auf mich zu und rief frohlockend:

„Nun, Ludwig Petrowitsch, hab' ich nicht Recht? Hier mein Zeuge, meine Herren, daß ich schon vor Monaten prophezeit habe: wirst geschoben! — Hahaha! Ja, ja, er — ist geschoben, — fortgesetzt haben sie Dich, mirowoi posrednik, Schulmeister! Graf! Und 's wird noch besser kommen, nur abwarten; wird auch der Schulmeister geschoben werden. Nun kann er Broschüren schreiben mit dem deutschen Motto: Ach Du lieber Augustin, Alles ist hin . . . Ha ha! Sehen Sie, Ludwig Petrowitsch, ich verstehe auch deutsche Mottos zu machen. Famose Sprache, das Deutsch: paßt immer zusammen, Text und Musik!“

Ich erfuhr nun, Graf Tolstoi sei von seinem Posten als Friedensvermittler enthoben worden; warum, weshalb — das habe ich leider vergessen, aber jedenfalls wird es in Verbindung mit jener Broschüre zu bringen sein, die mit dem deutschen Motto:

„Du glaubst zu schieben,
Und Du wirst geschoben.“

eingeleitet und so im Januar 1862 herum herausgegeben worden war.

Die Aufforderung zu einer Kartenpartie lehnte ich ab, um mich auf eigene Hand zu unterhalten, und das gelang mir so gut, daß ich bald Gelegenheit nahm, mich französisch zu empfehlen. Was ich gefunden hatte, war Fidelity bis zur Berrücktheit, Ungebundenheit bis zur Unanständigkeit und darüber hinaus, dazu im Uebermaße ein klares, wasserhelles Getränk, das sogenannte „Gereinigte“, nämlich Branntwein.

Ganz müßig im Kopf von dem, was mein Auge gesehen und mein Ohr gehört, fuhr ich nach Haus. Und solche Menschen maßen sich ein moralisches Urtheil über Tolstoi an? Menschen, die weiter nichts waren, als staatlich abgerichtete Sprech- und Schreibmaschinen, mit dem allgemeinen Gesellschaftsack überzogen, der aber fortwährend arge Risse und Sprünge zeigt.

Mein General war angekommen, ich hatte eine eingehende Revision meiner Wirtschaftsführung zu übersehen, die zu seiner Zufriedenheit ausfiel. Meinen Bericht über die Auseinandersetzungen mit den Bauern betreffs der Ländereien, wobei ich die unendliche Geduld des Grafen bei den Verhandlungen hervorhob, hörte er schweigend an und bemerkte nur zum Schluß:

„Das ist ein Phantast, ein gefährlicher Mensch.“

Dies war nicht unsere einzige Meinungsverschiedenheit. Der General, gewohnt, stets abhängige Menschen, seine Kreaturen um sich zu sehen, konnte meiner Selbständigkeit keinen Geschmack abgewinnen, und so entstand bald ein Zustand, der uns Beiden eine Trennung wünschenswerth erscheinen ließ.

Einige Tage nach diesem Entschlusse machte ich mich auf, um nach Tula zu fahren, und wollte dann den Rückweg über Jasnaja Poljana nehmen, um bei dieser Gelegenheit mich von dem Grafen zu verabschieden.

So um die Mittagszeit traf ich in Jasnaja Poljana ein; diesmal bei schönem Wetter und Sonnenschein. Die Schule war geschlossen, es waren noch Ferien. Auf meine Frage, ob der Graf zu Hause sei, wurde mir der Bescheid, er sei augenblicklich ausgegangen, werde aber bald zurück erwartet. Ein junger Mann, der sich mir selbst vorstellte, entpuppte sich als einer der Lehrer, den der Graf in Dresden für seine Schule

engagirt hatte. Er erzählte mir allerlei aus der Schule mit jugendlichem Enthusiasmus und schwärmte förmlich für den Grafen. Bei der Gelegenheit erfuhr ich, des Grafen Schwester sei augenblicklich hier; sie sei kürzlich von einer größeren Reise zurückgekehrt und belebe durch ihre interessanten Reiseberichte das ganze Haus, sie erzähle ungemein lebendig und fesselnd, dabei besitze sie eine bescheidene Anspruchslosigkeit und bezaubere Jeden durch ihre Herzensgüte.

Wir waren im Klaubern bis zum Teich gelangt und begegneten hier dem Grafen, der mir freundlich entgegenkam. Ihn erzählte ich nun Alles, was mir mit dem General passirt war, und sprach meine Befürchtung aus, daß diese meine kurze Dienstzeit beim General bei einem neuen Engagement für mich störend einwirken könne.

„Da seien Sie ohne Sorgen; der Dienst beim General R. zählt doppelt, wie im Krimkriege; nicht ich allein denke so, es giebt auch noch Viele, die mit mir darin übereinstimmen.“

Meine Frage, ob er vielleicht mir eine Vakanz zu nennen wisse, verneinte er, glaubte mir aber versichern zu können, daß es mir durchaus nicht schwer fallen würde, bald zu einer Stellung zu gelangen.

„Selbst ich könnte Ihnen sofort eine Stellung bieten, freilich nicht hier, sondern etwas weiter, allein Sie sind zu jung, um sich dort zu vergraben wie in einem Dachsbau.“ Ich habe da ein Gut, und da wäre ein guter Verwalter sehr am Platze, aber für Sie paßt diese Stellung nicht, da muß ein Abgelobter, ein Einsiedler hin. Augenblicklich wird das Gut von einem Aufseher bewirtschaftet und alle zwei Jahre etwa fahre ich hin, um nachzuschauen, ob noch Alles auf derselben Stelle ist. Hier aber, in Jasnaja Poljana stelle ich überhaupt keinen Verwalter an, hier wirtschaftete ich selbst so gut es geht.“

Ich wandte ein, daß es aber mit einem Verwalter, meine Person ausgenommen, vielleicht doch noch besser gehen könnte.

„Aha,“ fiel er mir ins Wort, „Sie haben meine Wirtschaft bereits ein bisschen inspiziert und dabei meine Felder mit Ihren livländischen Ansprüchen betrachtet? . . . Ja, ja, Sie mögen Recht haben, aber ich möchte doch bei meiner Wirtschaftsführungsart bleiben. Es ist ja etwas Schönes, solch' eine gute, stramme Wirtschaft, wie ich sie z. B. in Deutschland so häufig gesehen und mir auch zum Muster genommen hatte. Ich kam auch mit den besten Vorsätzen nach Hause, mein Gut nach jenen Vorbildern einzurichten. Vor Allem imponirte mir der deutsche Inspektor, der eigentliche Wirtschaftsführer, mit seinen großen Stiefeln, ferner, daß er schon vor seinen Leuten auf dem Felde war und ihnen persönlich die Arbeiten zuwieh. Beim Säen, beim Ernten war er immer der erste, der den Anfang machte. Das gefiel mir außerordentlich, so wollte ich's auch machen.“

„Nun — die großen Stiefel wurden angezogen, in aller Frühe hinaus aufs Feld gegangen, zur Sense gegriffen und nun vorwärts! . . . Ja — aber wie lange? Sehr bald melbete mein Rücken, daß es Zeit sei, eine kleine Pause zu machen. Aber die Pausen mehrten sich und mein Rücken wehrte sich — und meine Leute freuten sich, wie ich glaube, über den ausländischen Inspektor. War ich am ersten Morgen frisch und munter aus dem Bett gekrumpen, so war am zweiten Morgen diese Frische bereits etwas weik geworden und die Munterkeit mit Schlaf gemischt. — Schließlich ging die Sache doch besser, wenn ich erst nach 9 Uhr auf's Feld kam.“

„Sehen Sie, bester Herr, das waren meine ersten Versuche zur Einführung rationaler Wirtschaft, und bei diesen ersten Versuchen bin ich auch stehen geblieben. Wir verstehen das eben nicht, es fehlt uns die Ausdauer: mit Eifer und Energie fangen wir jede Sache an und lassen sie ebenso rasch wieder fallen.“

„Ja, aber,“ erlaubte ich mir zu bemerken, „es ist durchaus nicht nöthig, daß der Herr selbst Hand anlegt, es genügt, wenn er befiehlt, wenn er seine Arbeiter anleitet, ihre Arbeit überwacht und sie kontrollirt.“

„Auch dazu gehört Ausdauer, — diese Eigenschaft aber fehlt mir. Selbst eine richtige Kontrolle ausführen, erfordert mehr wie ein bloßes Berechnen und Vergleichen; sie erfordert vor Allem die Anwesenheit des Kontrollieurs. Ich glaube auch,

* Wenn ich mich recht erinnere, so nannte er das Permische Gouvernement.

daß eine gute Kontrolle genüge, um Mißstände in der Wirthschaft abzurufen, aber in praxi kommt's doch anders... Hören Sie, wie es mir im vorigen Jahre ging. (Schluß folgt.)

Allerlei.

Das Vorkommen von Seefischen in süßen Gewässern ist bereits an verschiedenen Orten und für verschiedene Arten beobachtet worden, so ist dies vor Allen bekannt von der Flunder, welche in der Themse, Maas, Seine, Loire u. s. w. gefangen wurde, in Deutschland in der Elbe, wo sie bis Arneburg vorkommt, im Rhein und seinen Nebenflüssen, wo sie bis über Mainz hinausgeht und sogar im Main bei Klingenberg in Unterfranken gefangen worden ist. In Norwegen wurde sie am Zusammenfluß der Stendalselva und Moelo beobachtet, wo das Wasser vollständig süß war; die hier gefangenen Flundern zeichneten sich gegenüber den Seeflundern durch einen feineren Geschmack aus, und dieselbe Erfahrung macht man auch anderwärts in Norwegen. Professor G. D. Sars fand im Sommer 1873 die Flunder sehr allgemein in Storevand auf Stordö; auch in einer Anzahl anderer Flüsse Norwegens wird die Flunder gefangen, in der Kamjenlo bis 20 Kilometer von der Flußmündung; in der Götaelva nach Fischerei-Intendant Dr. Malm bei Kongelo, 20 Kilometer oberhalb Gothenburg. Einen interessanten Fall ähnlicher Art berichtet Professor D. W. Reuter aus Helsingfors. In den finnischen Schären hat sich nämlich der Dittseehering oder Strömling so akklimatisirt, daß er dort im Süßwasser lebt; er wurde bisher in drei Gewässern bei Åbo gefunden, wo er sogar auch zur Fortpflanzung gelangen soll. Zwar bedarf letztere Behauptung noch der Bestätigung, aber so viel ist sicher, daß er dort geschlechtsreif wird; in naturhistorischen Museen zu Helsingfors befinden sich einige Exemplare dieses Süßwasserherings, welche gut entwickelten Roggen besitzen. Ebenso wie die im Süßwasser lebende Flunder unterscheidet sich dieser Hering von dem im Seewasser lebenden durch seinen feineren Geschmack. Auch in der Form soll sich einige Verschiedenheit zeigen; das Charakteristischste dürfte ein außerordentlich fetthaltig sein. Die Gewässer, wo diese Heringsform vorkommt, liegen sehr niedrig, nur wenige Fuß über dem Meere, und von diesem durch einen schmalen Damm getrennt. Bei Sturm und Hochwasser schlagen die Meereswellen in einige dieser Binnenseen hinein; das Wasser ist deshalb nicht vollständig süß, aber der Salzgehalt ist doch so gering, daß es als Trinkwasser durchaus brauchbar ist. Neben diesem Hering findet man dort Hechte, Barsche, Jander, Quappe u. A. Diese Gewässer haben in früheren Zeiten als Buchten mit dem Meere in Verbindung gestanden, allmählich aber hat sich das Land gehoben, und die Mündungen versandeten, sodaß die Verbindung aufgehoben wurde. Ehedem kam der Hering dort in sehr bedeutenden Mengen vor, in der letzten Zeit jedoch hat er so abgenommen, daß man die eigentliche Fischerei auf ihn aufgegeben hat.

Eine einsame Insel mitten im Ozean ist die zur Crozet-Gruppe gehörende Hov-Insel. Sie liegt auf dem 46. Breitenparalle südlicher Breite zwischen Afrika und Australien südwärts von Madagaskar im indischen Ozean. Sellen ist sie von einem menschlichen Fuße betreten worden; nur Schiffbrüchige haben zuweilen Zutritt auf ihr gefunden; nur letzten Male gewährte sie den Ueberlebenden des britischen Schiffes „Stratmore“ rettende Unterkunft. Die Franzosen haben die Insel vor einigen Jahren in Besitz genommen und Vorräthe und Lebensmittel für Schiffbrüchige auf derselben niedergelegt. Seitdem fahren häufiger Schiffe an dem Eiland vorüber. Zu einem der letzten Besucher gehört der Dampfer „Thermopylan“, dessen Führer, Kapitän Simpson, folgende Beschreibung von der Insel giebt: „Es war am 21. Februar vorigen Jahres, an einem herrlichen Spätmornitage, als wir bei frischer Brise auf Hov-Insel zuhielten. Morgens um 5 Uhr kam das Eiland in Sicht. Ich steuerte bis innerhalb zwei Seemeilen von der Insel und folgte der Küste an der nördlichen und nordöstlichen Seite entlang. Es war wirklich ein lieblicher Anblick; die prachtvollen Herbstfarben von Grün und Gelb in der Morgenionne erinnerten an ähnliche Ansichten der Inseln an der Westküste Schottlands. Schnee lag oben drauf, vermutlich 600 Meter über der See. Albatrosse oder Molly hawks (Säbichte) hatten ihre Nester überall entlang im Graie der niedrigen Theile der Insel, während an anderen Stellen Pinguine zu Tausenden saßen. Es waren nicht so viele Seehunde und Seeelephanten am Strande als bei früheren Besuchen zu weniger weit vorgerückter Jahreszeit, aber doch waren noch große Mengen dieser Thiere am Strande und um das Schiff herum. Die Hütte mit Vorräthen für Schiffbrüchige schien unberührt und Gruppen von Pinguinen saßen furchtlos daneben, ein Zeichen, daß kein menschliches Wesen in der Nähe war. Ich ging mit dem Schiff nicht näher an die „Zwölf Apostel-Felsen“ heran, weil ich Untiefen fürchtete. Ich untersuchte den Thurm, den die Ueberlebenden des „Stratmore“ bauten und sah noch die Signalstangen; aber kein Zeichen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Dann steuerte ich nach Possession-Insel und passirte querab von durchlöcheren Felsen um 12 1/2 Uhr Mittags. In dem Nordufer vorbeifahrend in einem Abstände von 1 bis 2

Seemeilen untersuchten wir die Hütte mit Vorräthen in Amerika-Bay. Die Pinguine waren hier wiederum mit einem gelegentlichen Seehunde die einzigen Besucher. Schnee bedeckte das Hochland, und liebliche Wasserläufe und Wasserfälle waren in den Schluchten sichtbar. Ich dampfte nicht ganz herum bis Ship Cove, wo eine zweite Hütte mit Vorräthen angelegt ist, da es beinahe eine Stunde Aufenthalt verursacht haben würde. Unter Kurs wurde so gesetzt, daß wir zwei Seemeilen von der Nordseite der Ostinsel passirten. Außer Vögeln und Seehunden schien nichts die Einsamkeit zu stören. Große Mengen von Eis waren in den meisten Buchten gestrandet. Nach See zu schien eine große Anzahl von Eisbergen eine Fortsetzung der Zwölf Apostel-Felsen zu bilden.

Automatisches Photographiren. In Zukunft wird Jeder, auch ohne des Photographirens zu kundig sein, von seinen Ausflügen und Reisen bildliche Aufnahmen mitbringen können. Auf Veranlassung des Fürsten von Monaco hat L. Gaillette in Paris eine Erfindung gemacht, die bei den letzten internationalen Ballonfahrten zum ersten Male erprobt worden ist und sich vortreflich bewährt hat, einen photographischen Apparat, der sowohl von der Erde als von den oberen Regionen alle 4 Minuten automatisch eine Aufnahme macht. Von den oberen Wolken erhielt man sehr schöne Bilder, auf denen auch die Zahlen des Barometers deutlich zu lesen sind. Dadurch ist es möglich, wenn der Ballon zerstört wird, dennoch die erreichte Höhe zu konstatiren. Ebenso werden auf diese Weise auch alle sonstigen Vorgänge während der Luftreise festgehalten und zur Kenntniß gebracht. Der Pariser unbemannte Ballon hat 23 Photographie mitgebracht, woraus zu ersehen ist, daß der Ballon nach 36 Minuten eine Höhe von 13 700 Metern erreicht hatte, während die Temperatur -65 Grad war; auch weiß man nun, daß er nach Zurücklegung von 420 Kilometern zu sinken begann.

Ein Kapitalist im Bettlerkleide. Aus Paris wird geschrieben: Unter den Opfern der Hitze der letzten Tage befindet sich auch der Bleistifthändler Bibeau, welcher beim Palais royal insofern Sonnenstichs zusammenbrach und nach dem Krankenhaus gebracht wurde. Alle Versuche der Wiederbelebung waren vergeblich. Die Leute trauten aber ihren Augen kaum, als sie in dem dicken rothen Gurt, den sie von der Leiche abschalteten, 300 000 Francs in Banknoten und Werthpapieren fanden. Bleistifthändler ist übrigens ein Ausdruck der Höflichkeit. Der hochbetagte Bibeau sah so arm und elend aus, daß die Gäste vor den Kaffeetischen ihm bereitwillig ein Almosen gaben, ohne einen der dargebotenen Bleistifte anzunehmen. Diese waren nur ein Vorwand zum Betteln, welches Bibeau jedoch falls meisterhaft betrieb, da er eine solche Summe zusammenzubringen vermochte. Es giebt kein schlechtes Handwerk, sagen die Franzosen, es hängt nur davon ab, wie man es treibt.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vesperehungen nach Auswahl vorbehalten.

Der neue 62. Jahrgang des „Volksbote“ (Schulze'sche Hofbuchhandlung, A. Schwarz in Oldenburg) gelangte bereits zur Ausgabe. Er enthält, wie seine Vorgänger, eine reiche Fülle von Lesestoff. Neben anziehenden Erzählungen bietet er Gedichte ersten und beiteren Inhalts. Ein warmer patriotischer Hauch weht uns auch aus diesem Jahrgange entgegen; das Jahr 1848 und seine Vorgeschichte, sowie die Entstehung des „Kladderadatsch“ finden eine interessante Darstellung aus der Feder des Herausgebers. Anknüpfend an die erhebende Feier des letzten Jahres bietet der „Volksbote“ Mittheilungen über die erste deutsche Flotte, sowie eine Ausbildung des Admiral Brommy-Denkmal. Der Schilderung oldenburgischer und nordwestdeutscher Art und Geschichte ist auch diesmal ein breiter Platz eingeräumt. Hermann Amerz giebt interessante Mittheilungen über die Geschichte seines Märchenbuchs, die vom Herausgeber noch ergänzt werden. F. W. Niemann erzählt von dem Klotzschießen der Friesen.

Mit dem soeben erschienenen Heft 12 schließt der XII. Jahrgang von Welhagen & Klasing's Monatsheften. In dem Hefte wird daher der große Roman „Die Drei“ von Bernharden Schulze-Smidt, und in der Romanbeilage der japanische Roman „Die Sonnenblume“ von C. Schroeder zum Abschluß gebracht. Das Heft zeichnet sich wieder durch große Mannigfaltigkeit des Inhalts und einen prächtigen bildlichen Schmuck aus: Reinhold Fuchs erzählt von einer Sommerfahrt nach den „Südelandsinseln“, Prof. Georg Steindorff, der bekannte Aegyptologe, plaudert über eine „altägyptische Kleinstadt“, Kapitänlieutenant Wislicenus berichtet über „Die Seeminen“ unter Bezug auf die Kämpfe um Kuba; sehr originell ist auch ein Artikel „Hinter den Kulissen von Monte Carlo“. Endlich steuerte Fritz Meißner eine feiner übermüthig lustigen Seegeschichten „Kerpen Ellerbohm“ bei. Für den demnächst beginnenden neuen Jahrgang sind Romane und Erzählungen von Georg v. Dmpeda, Ida Boy-Ed, Hanns v. Zobeltitz, Frieda v. Bülow, Fritz Jacobson, Cosmina v. Verlesch, Ernst Eckstein u. s. w. angezeigt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter G e b e n s e n. Notationsdruck und Verlag von Otto Z h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87